



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

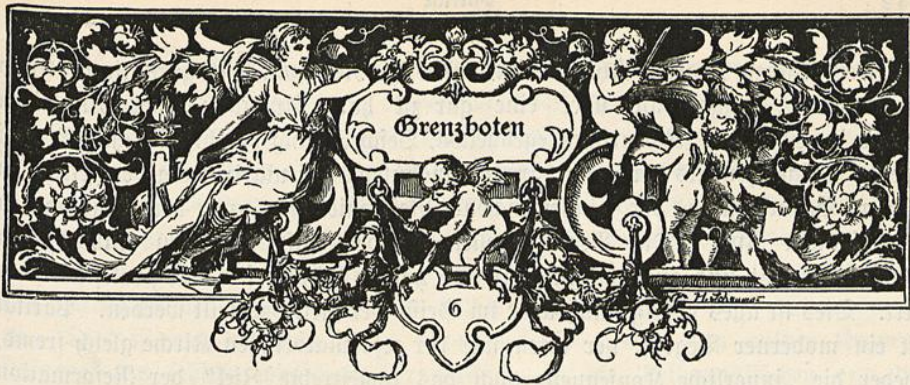
**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Parität : von einem Katholiken

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Parität

Von einem Katholiken



on der Zentrumsparlei wird bei den Beratungen des Kulturretats fortwährend Klage über ungenügende Berücksichtigung der Katholiken im Staatsdienste geführt. Trotzdem genügend Katholiken in den untersten Staatsstellen vorhanden seien, rückten sie nur äußerst langsam in höhere Stellen auf. Kein Minister, kein Staatssekretär gehörten der katholischen Religion an; geflissentlich scheidete man die Katholiken von den leitenden Stellen der Provinzial- und Bezirksverwaltung aus. Vom Ministertisch ertönt fast immer die Antwort, eine Auslese der Beamten nach konfessionellen Gesichtspunkten fände nicht statt, nur die Tüchtigkeit entscheide, mitunter fehle es auch an katholischen Anwärtern. Dem stimmen die Redner der anderen Parteien bei. Auch die Presse von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken ist einig in Verwerfung der Zentrumsklagen, die wenig ersprießlich zur Förderung des konfessionellen Friedens seien.

Wie liegt die Sache? Wo liegt die Wahrheit?

Von den europäischen Großstaaten hat das Deutsche Reich allein eine protestantische Mehrheit mit einer starken katholischen Minderheit (1905: 37 648 852 : 22 109 644).

Als Kurbrandenburg das Luthertum annahm, war seine Bedeutung gering. Erst mit dem persönlichen Übertritt von Johann Sigismund zum Calvinismus (1613) und besonders seit dem Großen Kurfürsten fing Brandenburg an, in der europäischen Politik etwas zu bedeuten. Die Bewohner des neu erworbenen Herzogtums Cleve (1609) waren meist Katholiken, an solchen fehlte es auch nicht in Ostpreußen, in den ehemaligen Hochstiften Minden, Halberstadt und

Grenzboten I 1910

der westfälischen Mark. Ihnen allen wurde ihr Religionsbesitz garantiert. Bald aber wurden Klagen laut über eine gar zu harte Ausübung des *Jus circa sacra* in Ehefachen, Kulturangelegenheiten, Beschränkung der bischöflichen Gewalt (deren Träger jenseits der Landesgrenzen wohnten), Säkularisierung der geistlichen Güter, Bevorzugung der einheimischen (Reformierten) und der zugezogenen Protestanten usw. Die Beamtenstellen wurden fast alle von altländischen Personen besetzt, und auch das mittlere und höhere Schulwesen war protestantischer Art. Dies ist alles richtig, muß aber im Geiste der Zeit beurteilt werden. Parität ist ein moderner Begriff, der alten wie der reformatorischen Kirche gleich fremd, weder die „innerliche Konsequenz noch das angestrebte Ziel“ der Reformation (Kall). Bei den reformiert gewordenen brandenburgischen Herrschern verloren die Hofprediger und Konsistorien den politischen Einfluß. Dieser Umstand und der Zuwachs an katholischen Untertanen machte den Großen Kurfürsten zum Träger der paritätischen Staatsgewalt. Er gewährte allen Landesangehörigen Gewissensfreiheit und Duldung mit Rücksicht auf die Staatsräson. Die trotzdem vorhandenen Bedrückungen der Katholiken erschienen dem Kurfürsten nicht als solche. Die unverbrüchlichen katholischen Lehren von der Heilsvermittlung durch den Priester, die Treue und der Gehorsam gegen den Papst konnten keinen Eindruck auf die machen, die im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft einer Welt von Feinden Trutz boten. Die Katholiken galten als unzuverlässig, und ihr Aufgehen in die brandenburgisch-preussische Staatsidee schien fast unmöglich.

Warum also solchen Leuten Rechte geben, sie fördern? Hieße das nicht den mühsam zusammengeschweißten Staat äußerster Gefahr preisgeben? Ständen denn in Österreich, Bayern, den geistlichen Staaten, Frankreich usw. die Protestanten nicht schlechter als die Katholiken im Kurstaat? Mit dem Erwerb Schlesiens kam zuerst ein katholischer Bischof als Untertan an die Krone Preußens. Friedrich dem Großen schien die Nebenordnung der katholischen Kirche gefährlich, es fehlte nicht an Eingriffen ins kirchliche Leben und an zahlreichen Abgaben an die damals mit großem Grundbesitz ausgestatteten schlesischen Klöster. In Mittel- und Oberschlesien sollten Katholiken nur wenig, in dem mehr protestantischen Niederschlesien aber gar nicht zu Staats- und Gemeindeämtern gelangen. Es galt die unter österreichischer Herrschaft bedrückten Protestanten an das neue Staatswesen zu ketten. Allmählich war der Geist der Aufklärung in die protestantischen und katholischen höheren und mittleren Kreise gedrungen. Was dem sechzehnten Jahrhundert unmöglich war, fing damals an Gestalt zu nehmen: Vereinigung der getrennten Brüder auf der Grundlage der Toleranz, Humanität und — dogmatischer Gleichgültigkeit. Darum regte auch die Säkularisierung der geistlichen Kurfürstentümer und Hochstifte die Gemüter wenig auf. Dort gab es einen Überfluß an Insassen der Feldklöster, Kollegialstifte und Klöster für Bettelmönche, dazu viele weibliche Religiosen. Die adeligen Domherren nebst dem übrigen adeligen Klingen (jetzt meist aus-

gestorbene Geschlechter) herrschten — ohne zu dienen. Handel und Gewerbe kamen nicht auf, die Wissenschaft, insbesondere der Volksunterricht, lagen danieder. Erfolglos blieben die Bemühungen einzelner edler Kurfürsten und Fürstbischöfe, hier Wandel zu schaffen. Vor allem war (etwa das Münsterland ausgenommen) die Religion vielmehr in einem dichten Gestrüpp von Aberglauben verwachsen. Mit Wehmut mußte es den gläubigen Katholiken erfüllen, daß die Idee von Augustins Gottesstaat in den geistlichen Staaten so wenig verwirklicht war. Schell schreibt den wirtschaftlichen Niedergang des katholischen Volksteils der Säkularisation zu. Dies ist nur in beschränktem Sinne richtig. Unter dem wilden Krummstabsregiment fehlten wirtschaftlicher Aufschwung, die Reibungsflächen und der Staatsgedanke. Im deutschen Geistesleben waren Österreich (etwa Medizin und Musik ausgenommen) und das übrige katholische Deutschland rückständig geblieben. Die katholischen Hochschulen leisteten trotz mancher tüchtigen Kräfte wenig. Der neue Aufschwung in der Altertumsforschung, in den Staats- und Naturwissenschaften ging von Leipzig, Halle und Göttingen aus.

Darum fand die preußische Regierung vornehmlich in den neuerworbenen westlichen katholischen Gebietsteilen trotz aller Nachsicht nur wenig geeignete Personen für die Gymnasien und die neugegründete Hochschule in Bonn. Dies sah auch Josef Görres ein, dem bis 1817 die Leitung des rheinischen katholischen Schulwesens ablag. Selbst für die katholisch-theologischen Fakultäten in Bonn, Münster und Breslau mangelte es oft an geeigneten Kräften. Erschwert wurde noch die Lage dadurch, daß sich die neuerstarke Kirchlichkeit im Kampfe mit den Aufklärungstendenzen und dem Hermesiarrismus durchzuringen hatte.

Friedrich Wilhelm III., der nüchternste aller preußischen Könige, war der katholischen Kirche abhold und in der Idee der polizeilichen Bevormundung der Kirche befangen. Eine ausgiebige Verwendung von Katholiken für den höheren Staatsdienst schien ihm und seinen Ministern mindestens unklug. An tüchtigen katholischen Beamten, geschult unter dem Regiment Napoleons und der Rheinbundstaaten, fehlte es nicht. Aber sie kamen nicht auf. Dies und das herrische, Religion und Landesitte oft verletzende Auftreten der meist aus dem Osten entnommenen höheren Beamten trug wenig dazu bei, die neuerworbenen Landes- teile dem Staat innerlich zu gewinnen. Männer wie L. v. Bincke, G. v. Rochow und D. Hansemann, des Katholizismus und Ultramontanismus unverdächtig, beklagten die Regierungspraxis. Auch unter Friedrich Wilhelm IV. und in der ersten Zeit Wilhelms I. verstummten die Klagen der Katholiken über mangelnde Parität nicht. An Anlaß fehlte es nicht. Selbst in überwiegend katholischen Gegenden, besonders in den Bischofsstädten, waren die Landräte und Gerichtsdirektoren protestantisch. Unter dem Regierungsschutze bildeten sich künstliche kleine protestantische Gemeinden, oft meist aus Beamten bestehend. In der katholischen Presse und in der Unterhaltung wurde beklagt, wie schwer die Regierung die katholischen Diasporagemeinden aufkommen lasse. Daß der weltberühmte katholische Mathematiker Weyerstraß von dem kleinen Lyzeum Hofanum

in Braunsberg nach Berlin kam, hatte er der Parlamentsdialektik von A. Reichensperger zu verdanken.

Wie soll nun die Parität gewahrt werden — mechanisch oder organisch? Um eine Lösung zu finden, muß man etwas tiefer graben.

Ihrem Wesen nach ist die katholische Religion trotz der rechtlich-weltlichen Außenseite mehr als jede andere Religion aufs Jenseits gerichtet. Das Ideal des Heiligen paßt wenig zu dem des modernen Beamten, Gelehrten, Technikers, Industriellen. Im Luthertum tritt der Diesseitsgedanke etwas mehr hervor, noch mehr im Calvinismus und erst recht im Judentum. So ungefähr ist auch bei uns die Stala im Wohlstande. In den größeren Städten fand die protestantische Bewegung schnell und nachhaltig Eingang, in keiner, etwa Münster und Aachen ausgenommen, vermag sich katholischer Einfluß geltend zu machen. Durch Mißgehen hat sich in den Städten die Zahl der katholischen Kaufleute und Industriellen stark verringert. Wie schon angedeutet, ging der wissenschaftliche Fortschritt seit dem achtzehnten Jahrhundert von Protestanten aus. Aber in ihren Händen lag auch der wissenschaftliche Kleinbetrieb. Ihr Schulwesen, nicht so stark in den Banden der Tradition, entwickelte sich mehr zeitgemäß und wurde von den Unbilden der Zeit weniger berührt. Anstalten wie Schulporta und die sächsischen Fürstenschulen finden sich nicht in den katholischen Landesteilen. Daher erklärt sich auch das Überwiegen protestantischer Privatdozenten und Bibliothekare. Die Beamtentätigkeit ist bei vielen protestantischen Familien durch Generationen üblich. Allein in der katholischen ländlichen und kleinbürgerlichen Bevölkerung gilt nur der priesterliche Beruf in seiner Verzweigung in Weltseelsorge, Mönchtum und Heidenmission als Ideal; für andere Studierende fehlt es meist an Unterstützung.

Zu den angegebenen Gründen der Minderheit katholischer gelehrter Personen kommt noch das Zölibat der Priester. Wie viele ausgezeichnete Männer sind aus den Häusern protestantischer Pastoren hervorgegangen. Die Wahrnehmung dieser Tatsache auch bei seinen Landsleuten machte den Tschedenführer L. Rieger, einen eifrigen Katholiken, zum Anwalt der Zölibatsaufhebung. Viel würde damit aber nicht erreicht werden, wie ein Blick auf den griechisch-orientalischen Klerus Rußlands, Ungarns und der Balkanstaaten zeigt.

Schon zahlenmäßig werden die deutschen Protestanten — nicht als religiöse Macht gedacht — den Katholiken in den gelehrten Berufen immer überlegen sein. Dazu kommt, daß es nicht an sich, aber tatsächlich schwer ist, den Beruf des Gelehrten, des Beamten mit dem des gläubigen Katholiken zu vereinen. Man blicke doch auf Frankreich, Italien, Österreich, wo protestantische Konkurrenz oder offizielle Begünstigung der Protestanten gewiß nicht in Betracht kamen. Als Leo Thun im Jahre 1849 — nachdem das alte Österreich trotz aller Zensur und sonstigen Absperungsmaßregeln, trotz Jesuiten, zahlreichen Ordens- und Weltgeistlichen jämmerlich Bankerott machte — an die Reform des mittleren und höheren Unterrichts ging, mußte er die Kräfte aus dem Auslande berufen,

darunter verhältnismäßig viele Protestanten. In Österreich kann man nicht gut reden von einer Zurücksetzung der Katholiken. Doch wird schon seit 1860 der Wunsch laut nach Gründung einer spezifisch katholischen Hochschule in Salzburg.

Daß sich gläubiger Katholizismus und strenger Wissenschaftsbetrieb wohl vereinigen lassen, wird durch die Tat vollauf bestätigt. Männer wie Pasteur, Finde, Pastor, Berner u. a. haben einen guten Klang. Aber bei anderen Gelehrten, welche wegen ihres Katholizismus berufen wurden, gingen die Erwartungen wenig in Erfüllung. Wie sehr hat z. B. Gg. von Hertling sich durch seine politische Tätigkeit zersplittert, kein ausgereiftes wahrhaft wissenschaftliches Werk ist aus seiner Feder hervorgegangen. Böllig unproduktiv war die akademische Tätigkeit anderer, z. B. des Breslauer Historikers Junkmann. Manche katholische Gelehrten mit ihren bändereichen Kompilationen paßten besser in die Zeit der Thesauren, ins siebzehnte Jahrhundert. So der Grazer Historiker J. Weiß mit seiner Weltgeschichte. Auch der Betrieb an den katholisch-theologischen Fakultäten läßt viel zu wünschen übrig. Hier wirkten und wirken Personen, welche geradezu Mitleid verdienen. Hierüber vielleicht später. Aber heute nehmen unter den Gelehrten die Vertreter des Individualismus, der Skepsis, der Hypothese einen großen Raum ein. Viele derselben, wenn auch in frommem protestantischen Hause erzogen, stehen Religion und Kirche gänzlich fern. Ähnlich ist es bei nicht wenigen Katholiken.

Wen soll nun die Regierung als Katholiken betrachten? Die meist protestantischen Würdenträger können doch kein Kolloquium abhalten, um festzustellen, ob und inwieweit N. N. Katholik ist. Nun mehren sich auch die Mischehen in katholischen Gelehrten- und Beamtenkreisen mit protestantischer Kirchen-erziehung. Wo gehört nun ein solcher Mensch hin? Wie mancher wurde in Preußen und Bayern als „katholischer“ Professor der Philosophie berufen, welcher nachher mit der katholischen Kirche gänzlich zerfallen ist.

Wer kann im mindesten garantieren, ob der neuernannte Beamte, Oberlehrer, Universitätsprofessor X., welcher als eifriger Katholik gilt, es wirklich ist, es noch nach Jahren sein wird. Andererseits soll man die Bedeutung der Mittelschul- und Universitätslehrer nicht übertreiben. Wie mancher ist ein tüchtiger Vertreter der katholischen Weltanschauung geworden, trotz protestantischer und gar ausgesprochen religionsfeindlichen Professoren, und umgekehrt.

Den jungen katholischen Juristen, besonders aus der Rheinprovinz und dem Münsterlande, ist etwas mehr preußisches Staatsbewußtsein vonnöten, sie dürfen nicht zu sehr an der Heimatscholle kleben, sollen auch zum Wohle des Staates und zur eigenen Vervollkommnung freudig in den Osten sich versetzen lassen, dort Wurzel fassen und nicht nach der Heimat lechzen.

Zum Schlusse empfiehlt sich an die Regierung die Gewissensfrage, ob denn wirklich immer bei der Auslese für das Beamtentum lediglich nach sachlichen Gründen verfahren worden ist.

Den Zentrumsleuten ist aber zu raten, die Paritätsfrage einmal ruhen zu lassen, mehr die gemeinsamen als die trennenden Punkte hervorzuführen.

Kürzlich schrieb Bischof Paul Keppler von Rottenburg, ein schönes Buch „Mehr Freude“. Daran fehlt es den Zentrums Männern. Wo Freude ist, da kommt auch Friede hin.



## Engländer und Esperanto\*)

Von Dr. Ernst Kliemke-Berlin

### I.



in Franzose und ein Engländer trafen sich auf einem Schiff und unterhielten sich sehr angenehm. Zum Schlusse sagte der Franzose: „Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich Engländer sein.“ Der Engländer erwiderte: „Mir geht es genau ebenso; wenn ich nicht Engländer wäre, möchte ich Engländer sein.“

Ich freue mich, daß ich ein Deutscher bin, obwohl man sich oft schämen möchte, es zu sein, und möchte nicht Engländer sein, schon um nicht seine Sprache als Muttersprache zu haben. Aber die Engländer haben sehr schätzenswerte Vorzüge. Wenn sie vielfach die modernen Römer genannt werden, so ist das in mehr als einer Hinsicht richtig. Nicht auf dem Gebiete der Logik und des Rechts, dafür haben sie wenig Sinn, es gibt im allgemeinen kaum unlogischer veranlagte Wesen als Engländer und — Frauen. Deshalb haben beide auch sonst manches gemein, Vorzüge und Nachteile: sie sind mitleidig und grausam, die größten Menschenfreunde und die größten Egoisten, Feinde der Sklaverei und sich und andere in Fesseln legend, Diener Gottes und Herrscher der Welt, fromm bis zur Bigotterie und voll weltlicher Lust, voll kindlicher Natürlichkeit und naiver Heuchelei, von lebendiger Sinnlichkeit und tantenhafter Brüderie, klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben, unwissend und geschickt, nüchtern und langweilig und begeisterungsfähig bis zum Taumel, entzückbar sogar durch

\*) Wir sind objektiv genug, auch eine Sache, der wir nicht mit unbedingten Sympathien gegenüberstehen, wie dem Esperanto, verfechten zu lassen, wenn es mit so guter Laune und so umsichtig geschieht wie hier. In einem Punkte glauben wir allerdings dem Herrn Verfasser von vornherein widersprechen zu müssen. Die Abneigung gegen das Esperanto ist keineswegs die Äußerung eines nur auf das Reale gerichteten Sinnes gegenüber dem „Ideal“ einer Menschheitsprache. Sie ist vielmehr die Bevorzugung des natürlich Gewordenen, nämlich der heute vorhandenen Sprachen, gegenüber einem künstlich Gemachten, gegenüber einer Homunkulus-Sprache. Denn die meisten Menschen — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — schließen so: Geht wirklich einmal die Entwicklung auf Herausbildung einer allen gemeinsamen Weltprache hin, so wird es am letzten Ende kein Nebeneinander der alten Sprachen und der neu gemachten mehr geben, sondern nur ein Entweder-oder. D. Schrifttg.